

Prof. Dr. Christoph Sigrist, Forschungsstelle für urbane Diakonie, Universität Zürich

Dreizehnter Sonntag nach Trinitatis, 30. August 2026, 10 Uhr

Predigt zu Apg 6,1-7

„... als die Jünger immer zahlreicher wurden...“ Apg 6,1

„¹ In diesen Tagen aber, als die Jünger immer zahlreicher wurden, kam es dazu, dass die Hellenisten unter ihnen gegen die Hebräer aufbegehrten, weil ihre Witwen bei der täglichen Versorgung vernachlässigt wurden. ² Die Zwölf beriefen nun die Versammlung der Jünger ein und sprachen: Es geht nicht an, dass wir die Verkündigung des Wortes Gottes beiseitelassen und den Dienst bei Tisch versehen. ³ Seht euch also um, Brüder, nach sieben Männern aus eurer Mitte, die einen guten Ruf haben und voll Geist und Weisheit sind; die wollen wir einsetzen für diese Aufgabe. ⁴ Wir aber werden festhalten am Gebet und am Dienst des Wortes. ⁵ Der Vorschlag gefiel allen, die versammelt waren. Und sie wählten Stephanus, einen Mann erfüllt von Glauben und heiligem Geist, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, einen Proselyten aus Antiochia, ⁶ führten sie vor die Apostel, und diese beteten und legten ihnen die Hände auf. ⁷ Und das Wort Gottes breitete sich aus, und in Jerusalem wuchs die Zahl der Jünger stetig; auch ein grosser Teil der Priester wurde dem Glauben gehorsam.“

Apostelgeschichte 6,1-7 in der Übersetzung der Zürcher Bibel 2007.

Liebe Gemeinde

Was Frieden heisst, merkt man spätestens dann, wenn man ihn verloren hat. Ist unsere Welt daran, ihn zu verlieren? Viele sagen mir das in Zürich, die ich in Straßencafés oder Stuben treffe. Deshalb mag es zuerst sinnvoll sein, sich erst einmal den verlorenen Frieden vorzustellen. So hoffe ich, schärfen wir das Gespür, was es heisst, Frieden zu haben. Wenn Sie jetzt denken, ich habe jetzt schon den Predigttext verpasst, und das ist halt typisch reformiert, dann täuschen Sie sich zweifach: Ich bleibe in der Spur des mir vorgegeben Predigttextes, und Luther und Zwingli stehen nicht so weit weg auseinander, wie es oberhalb dieser Kanzel vielleicht erscheinen mag.

Im Unfrieden leben – das ist nicht schön. Manch ein Mensch tut es jedoch. Er lebt im Unfrieden mit den Mitmenschen. Je näher der Mitmensch ist, desto stärker ist der Unfriede spürbar. Nachbarn können es sein, Partner und Partnerinnen, Eltern und Kind, Geschwister. Ach, immer wieder die Geschwister! Oft geht der Unfriede zurück auf Verletzungen, Erbschaftsgeschichten sind es, Geschichten der Untreue, fehlende Anerkennung.

Nach der Hochzeit raunte mir der reformierte Vater der Braut angesichts seines katholischen Schwiegersohns mit rotem Kopf zu: „Wissen Sie, was in diesem Brief steht? Dass ich meine Tochter auf den Pflichtteil enterbe.“

Ich stehe am Grab: Die beiden Söhne streiten über das Erbe, ihre Mutter weint, und ich lasse liturgisch korrekt die Urne des steinreichen, alten Mannes in die Erde versinken: Staub zu Staub, Erde zu Erde.

Wie schön war es doch, als noch Friede herrschte unter ihnen, den Nachbarn, den Familien, den Geschwistern.

Im Unfrieden leben – das ist nicht schön. Manch ein Land tut es. Mehr als 60 Kriegsschauplätze versetzen Menschen vor Ort in Angst und Entsetzen. Viele unter uns mögen kaum mehr hinschauen. 2024 starben 159'837 Menschen in Bürgerkriegen, Kriegen in zivilen Opfern.¹ 72 Personen ertranken vor Wochen im Meer auf ihrer Flucht von Marokko vor der spanischen Stadt Ceuta, vielleicht 88, vielleicht mehr. Doch sie verschwanden hinter der Hauptsache für Europa, dass nämlich 50'000 wieder zurückkehrten in ein Land, wo sie keine Zukunft und Perspektive haben. Ich schäme mich, dass wieder Hautfarbe und Herkunft entscheiden darüber, wie viel Hoffungs- und Mitgefühl einem Menschen zugeteilt wird, und ob überhaupt jemand als Mensch gesehen wird. Wie war es doch schön, als 1948 die Vereinten Nationen die allgemeinen Menschenrechte verkündeten und in der Präambel als Erstes schrieben: „Da die Anerkennung der angeborenen Würde und der gleichen und unveräußerlichen Rechte aller Mitglieder der Gemeinschaft der Menschen die Grundlage von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden in der Welt bildet.“²

Im Unfrieden leben – das kann man auch mit sich selbst. Nein, eigentlich kann man es nicht, aber manch ein Mensch tut es. Enttäuscht von sich selbst, nicht versöhnt mit dem, was man ist und was man hat, uneins mit den eigenen Gefühlen, unzufrieden mit der eigenen Leistung. Wenig nützt es, wenn andere mir zureden: Wenn ich selbst im Unfrieden mit mir leben, lebe ich gespalten. Ich komme nicht zur Ruhe. – Wie schön war es damals, als ich mich ganz fühlte, damals, vor den bohrenden Zweifeln.

Im Unfrieden leben – das kann man auch mit Gott. Ein Leben ist das nicht. Ich hadere mit Gott, bin verbittert über Gott. Das Schicksal straft mich, ich bin von Gott auf die Seite gestellt. Gottvergessen geht der Teller voller Frieden an mir vorbei. Der Hunger bleibt, der Magen knurrt. Wie war es doch schön, als mir der Platz am Tisch zugewiesen wurde, mir in Gottes Namen Hoffungs- und Mitgefühl gereicht wurde, Biss um Biss: Ein bisschen Hoffnung, ein bisschen Frieden.

Oh, das ist gar nicht so schwer, sich den verlorenen Frieden vorzustellen. Sie können im Kirchenschiff hier im Dom oder in der Stube daheim Bände voller verlorenen Friedens einander vorlesen.

Für viele in Berlin ist nicht nur Zürich ein Paradies, sondern die ganze Schweiz, unsere Berge und unsere Schoggi sind paradiesisch. Wenn das Leben im Frieden ein Leben im paradiesischen Zustand ist, dann werden wir auch in der Schweiz in den vergangenen Wochen daran erinnert, dass wir außerhalb des Paradieses leben: Den Kühen fehlt auf der Alp Wasser und Heu, ihre verfrühten

¹<https://de.statista.com/statistik/daten/studie/1112151/umfrage/todesopfer-durch-buergerkriege-und-zwischenstaatliche-konflikte/>, Zugriff: 29.8.2026.

² [Allgemeine Erklärung der Menschenrechte - Vereinte Nationen - Regionales Informationszentrum für Westeuropa](#), Zugriff: 29. August 2026

Alpabfahrt endet im Schlachthof. Zurück zum Paradies können wir nicht. Der Cherub steht vor dem Tor mit seinem Schwert. Zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens können wir nicht: Die Straße vom Schilfmeer ist zu. Den Frieden haben wir verloren.

Das ist eine eigenartige, eine nicht unbiblische Beschreibung des Menschen: Der Mensch ist das Wesen, das den Frieden verloren hat. Gerade deshalb weiß er in seinem Innersten, was Frieden wäre, gerade deshalb sucht er sein Leben lang nach diesem Frieden: Der Mensch in einer Welt, die brennt, auf der Suche nach dem Paradies vor Ort, wo er lebt, wo er Gott Lob und Dank lebt.

„Lobt Gott, ihr Christen alle gleich“ Kennen Sie die Zeilen aus dem alten Weihnachtslied: „Der Cherub steht nicht mehr dafür.“ Und die Strophe beginnt: „Heut schliesst er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis.“ – Was mit Jesus Christus in die Welt kam, haben die Christen seit jeher mit jener Suche nach dem Paradies verbunden, das den Frieden brachte. Und der Evangelist Lukas tat dies in der Geschichte der Apostel auf seine Weise.

Nun lässt sich wahrlich nicht behaupten, dass in den ersten Jahrzehnten nach dem Jahr Null die Gemeinde in Jerusalem plötzlich das Paradiestor gefunden und es wieder aufgetan worden wäre. Streit hatten sie, weil Geschwister vergessen gingen. Unfrieden herrschte unter ihnen, also zwischen den einheimischen, aramäisch sprechenden hebräischen Jüdinnen und Juden, und den griechisch sprechen, hellenistisch fremden Geschwistern aus der Diaspora. Der Konflikt eskalierte, „... als die Jünger immer zahlreicher wurden...“.

Lukas liebt das gemeinsame Essen, und er liebt Geschichten. Und ich liebe seine Geschichte vom barmherzigen Samariter!³ Ist er deshalb hellhörig, wenn ihm berichtet wird, dass beim Essen Witwen vergessen gehen und aramäisch sprechende und griechisch sprechende jüdische Bevölkerung aneinandergeraten? Ich weiß es nicht. Gelehrte streiten sich, ob Lukas hier die gesamte Stadt oder nur die Gemeinde im Blick hat, die rasant wächst. Nachvollziehen kann ich, dass beide Gruppen aneinander vorbeireden: Hier der Bauernstand in Palästina, kundig im Lesen ihrer hebräischen Bibel; dort der kaum in Hebräisch kundige Kaufmannstand aus der Diaspora, der seine heiligen Schriften in Griechisch las. Warum ich das nachvollziehen kann? Ja, verstehen sich bei Ihnen die Preussen und Bayern immer, auch wenn beide Deutsch sprechen? Ich verstehe als Zürcher meine lieben Schwestern und Brüder im Kanton Wallis mit ihrem „Walliserditsch“ nicht, geschweige denn die Basler...

Meine reformierte Seele muss hier noch diese Randnotiz setzen: Als sich unsere beiden Reformatoren Ulrich Zwingli und Martin Luther in Marburg 1529 trafen, schrieb Zwingli: Lasst uns doch lateinisch streiten. Luther schrieb zurück: Nein! So – und das war die Meinung, unseres Kollegen in Marburg im Reformationsjahr 1517 – verstanden sich Luther und Zwingli rein sprachlich nicht.

³ Als Tagesevangelium wurde diese Geschichte gelesen in Lk 10,10,25-37.

In seinen Tischreden ärgert sich später Luther, dass Zwingli immer wieder von roten Käppchen bei den Schweizer Soldaten in Marignano sprach. Erst 1979 im Leuenberg in Baselland versöhnten wir uns als lutherisch und reformiert geprägte Kirchen beim Streitpunkt, was dieses „hoc est corpus meum“: „Das ist mein Leib“, beim Abendmahl nun wirklich heißt...

Nein, das Paradies ist auf Erden und in unseren Kirchen nicht zu finden, so schön auch Berliner Dom oder Grossmünster sein mögen. Ihr Schrecken holt uns nur gar zu schnell ein.

Und da taucht nun dieses Schlüsselwort in unserem Predigttext auf: Diakonie. Wenn die Welt, also von Gott mit seiner Liebe geschaffen und gesorgt, der Raum ist, in dem wir leben, so ist die Diakonie, also das füreinander und miteinander sorgen, darin das angemessene Verhalten, die Diakonie mit unserer Liebe zu uns selbst, zum Nächsten, ja auch zum Fremden. Mit unserer christlichen Nächstliebe – wie haben es gehört⁴ – sind wir Hüterinnen und Hüter unseres jüdischen Erbes. Die christliche Nächstenliebe ist nicht exklusiv christlich!

In der *Welt* verkünden wir um Himmelswillen, dass Gott für uns Menschen, nicht nur für uns Christen, auch nicht nur für die Mitglieder der reformierten Kirche in Zürich oder für die Mitglieder des Berliner Doms, sondern für alle Menschen sorgt, der Kerub sein Schwert eingesteckt und Christus das Tor zum Paradies geöffnet hat. Vertraue doch!

In der *Diakonie* sind wir beauftragt um Gotteswillen, sharing und caring nicht zuerst für unsere Familien, für unsere Konfessionen, für unserer Religionen, für unser Land, für unser gemeinsames Europa, in der die Schweiz mittendrin liegt. Das tägliche Brot ist zu teilen mit allen! Niemand soll hungern. Die Witwen sind zu versorgen, auch die Fremden, keine fragile Seele und kein verwundbarer Körper soll bluten. Hilfe doch!

Nach Lukas gehört es zum Christsein, dass der Auftrag, Gottes Wort zu verkünden, und der Auftrag, am Tisch zu helfen, die zwei Seiten derselben Medaille ist. Das finde ich gut. Weniger gut finde ich, dass er die griechisch sprechenden Glieder hierarchisch den aramäisch sprechenden Jüdinnen und Juden unterordnet. Wie wenn sich die Bayern den Preussen unterordnen ließen. Schlecht finde ich, dass Lukas diese Medaille nur den Männern vorhält. Die Brenns spur der Konflikte um Macht und Lehramt ist noch riechbar. Erst in den 60er Jahren durften im Kanton Zürich in der reformierten Kirche Theologinnen als Pfarrerinnen angestellt werden. Rosa Gutknecht, die als erste Theologin in Europa im St. Peter in Zürich 1918 ordiniert wurde, wurde am Grossmünster ein Jahr später als Gemeindehelferin angestellt und durfte erst dann auf die Kanzel, wenn ihre Kollegen krank waren. „Ja, meine Kollegen waren ziemlich viel krank, ich war oft auf der Kanzel am Predigen.“, schrieb sie später.

⁴ Die atl. Lesung handelt von diesem Erbe: 3. Mose 19,1-3.13-18.33-34.

Das Verkündigen und das Helfen gehören zusammen, sagte ich. Sind das nicht zwei verschiedene Dinge, auf Gottes Wort hören und das tägliche Brot teilen? Oh, ich möchte die Kraft des Glaubens nicht unterschätzen. Sie entzündet in mir eine Kettenreaktion unglaublicher Dynamik. Wie ich das verstehe? Ich sage es heute Morgen so:

Jesus Christus war in seinem Reden und Leben mit Gott so verbunden, dass er dieses eine den Menschen schenkte: Friede mit Gott. Wo zwischen Gott und mir Friede herrscht, kann es nicht ausbleiben, dass ich auch Frieden mit mir selbst schließe. Ich beginne, bei jedem Herzschlag Versöhnung und Vergebung zu spüren. Halte ich meine Hand ans Herz, erahne ich, was da im Herzen mit der Hilfe unseres Herrn entsteht. Türen öffnen sich zur Welt. Mit ungestümer Macht öffnet es mir Türen zur Welt. Der Friede in meinem Herzen will in der Welt Zeichen des Friedens setzen. Christen werden zu Friedensstifterinnen und Friedensstiftern. Sie nehmen den Auftrag an, Gottes Frieden zu verkünden, und Gottes Brot zu verteilen. So werden sie Söhne und Töchter Gottes genannt, über aller Kirchen und Religionsgrenzen hinaus.

Das geschieht nicht ohne Leid, nicht ohne Arbeit und Enttäuschung, nicht ohne Konflikte und Streit, nicht ohne Organisation und Strukturen. Das war bei unserem Herrn so, und auch Lukas wird nicht müde, davon zu schreiben und zu erzählen. Kann ich mit dem Nächsten im Unfrieden leben, wenn der Friede in mein Herz gezogen ist? Werde ich mich nicht aufmachen, behutsam aufmachen vielleicht, um Frieden zu stiften mit dem Nachbarn, mit der Ehegattin, den Kindern und auch den Geschwistern? Man fällt nicht mit der Tür ins Haus, man klopft an, man bittet um Versöhnung, und – man bittet zu Tisch, Witwen und Waisen, Hebräerinnen und Hellenistinnen, Bayern und Preussen, Zürcher und Basler, Schwestern und Brüder aus unterschiedlichsten Ländern mit ihren verschiedenen Sprachen und Kulturen.

Zu dieser Arbeit möge uns Gott helfen, bis es einmal passiert, dass alle Platz haben, jede und jeder den Teller voll hat, niemand ausgeschlossen, der Stuhl weder anders glaubenden, liebenden und lebenden Menschen verwehrt wird. Wenn das passiert, dann öffnet sich das Tor zum Paradies, Friede kehrt ein, Friede auf Erden! Amen.